

Kinderhände : Weihnachtserzählung

Autor(en): **Lindhé, Wilma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kinderhände.

Weihnachtserzählung von Wilma Lindhé.

Dichter Nebel lag über den von Regen triefenden Wäldern und den nassen glänzenden Felsen, die das Landgut umgaben. Kein Wind regte sich, und die Natur schien für immer eingeschlummert zu sein.

Auf den aufgeweichten Parkwegen, wo das welke Laub in Haufen zusammengereicht lag, gieng eine Frau rastlos auf und ab.

Wer nur den leichten Gang und die schlanke Rundung ihrer Gestalt sah, mußte sie für jung halten; wer aber in das blasser, vergrämte Antlitz schaute, suchte vergeblich nach Spuren jugendlicher Frische. Der lange, kostbare Pelzmantel hätte für die Promenade einer Großstadt gepaßt, während das zerknitterte Kleid mit abgestoßenem Saum und das achtlos um den Kopf geschlungene Tuch zur Genüge anzeigten, daß die Dame nicht darauf bedacht war, irgend jemand zu gefallen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo das ländliche Elternhaus ihr wie ein Paradies erschien, und noch vor wenig Monaten dünkte es ihr der einzige Ort zu sein, wo sie die Ruhe und den Frieden ihrer Seele wiedererlangen könnte.

In der Mitte des Parkes war ein Aussichtspunkt, der immer ihr Lieblingsplatz gewesen war, soweit sie zurückdenken konnte; dort hinauf arbeitete sie sich mühsam auf dem schlüpfrigen Wege. Fruchtbare Aecker, einen Streifen der blauen See und blaue Berge hatte sie sonst von hier aus in tausend wechselnden Farbentönen gesehen; jetzt war alles in grauen Nebel gehüllt wie in ein nasses Leinentuch.

Sie ließ sich auf eine Bank nieder, die einstmals für sie als Namenstagsgeschenk dort hingestellt worden war. Hinter den blauen Bergen, deren Umrisse sie heute nicht einmal unterscheiden konnte, lag das Heim, das sie ihr eigen genannt, jetzt aber für immer verlassen hatte. Mit fieberheißen Augen starrte sie in den Nebel hinaus. Dort lag es, und sie hatte es freiwillig verlassen — nach freundschaftlicher Uebereinkunft.

Wie war es möglich! Wie hatte es geschehen können? Warum war es geschehen? War keine Versöhnung möglich? So fragte sie sich immer wieder, wie schon so oft seit jenem Tage.

Ihre Hochzeit war vor sechs Jahren gewesen — im November, dem finstersten und düstersten Monat des Jahres; aber kein Frühling, kein Sommer war ihr je so sonnig und schön erschienen wie jener Herbst. Und das erste Christfest! Und das darauf folgende, da sie ein Töchterlein ihr eigen nannte, das der Vater in zarter Fürsorge ihr aus den schwachen Armen nahm und auf starken Händen zum hellstrahlenden Christbaum emporhob.

Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken daran, sie hüllte sich fester in ihren Mantel und eilte dem Wohnhause zu. Morgen fehrte das Christfest wieder — wie sollte sie über diesen Tag hinwegkommen?

Bittere Gedanken und Worte hatten von Jahr zu Jahr die Kluft erweitert zwischen ihr und dem Manne, den sie einst geliebt; bei den Weihnachtsfesten aber herrschte nach stillschweigender Uebereinkunft äußerlich das beste Einvernehmen zwischen den beiden Ehegatten, um die Freude des Kindes nicht zu stören. Vieles hatte sie dem Manne vorzuwerfen: ein unregelmäßiges Leben, harte, verletzende Worte, unvernünftigen Zorn und übertriebene Ansprüche. Dieses alles wiederholte sie sich immer aufs neue, gleichsam um es recht festzuhalten; wie sie sich aber auch anstellte, die Zeit und die Trennung verbreiteten einen mildernden Schimmer über die scharfen Umrisse, so daß sie nach und nach alles mit andern Augen ansah.

Das Ehepaar hatte sich so lange in Bitterkeit und aufloderndem Zorn gegenseitig das Wort „Scheidung“ ins Gesicht geschleudert, daß es endlich zur Wirklichkeit wurde. Er konnte sein Amt nicht aufgeben, das Einkommen nicht verlieren, an dem ja auch sie Anteil behalten sollte, selbst wenn sie getrennt lebten; daher war sie es, die das Heim verließ. Wie oft hatte sie auch schon gedroht, zu ihren Eltern gehen zu wollen, beteuert, daß diese sie mit offenen Armen empfangen würden, und erklärt, daß sie nichts so sehr bereue, als daß sie um seinetwillen je das Heim ihrer Kindheit verlassen habe.

Zu den Eltern gieng sie dann auch und wurde liebevoll empfangen, allein eine gewisse Zurückhaltung trat ihr überall entgegen, bei den Eltern wie bei den Geschwistern. Sie war augenscheinlich kein willkommener Gast, und obgleich kein Wort des Vorwurfes laut wurde, lag gleichsam in der Luft eine allgemeine, mit Staunen und Mitleid vermischte Mißbilligung. Sie bezog wieder das Zimmer, wo sie ihre Mädchenjahre verlebt, ihre schönsten Träume geträumt hatte; aber ebenso schwer, wie es ihr einst geworden, es zu verlassen, ebenso schwer wurde es ihr jetzt, sich dort aufzuhalten.

Sie hatte gedacht, alles könne wieder so werden wie zuvor, es komme nur darauf an, die früheren Pflichten und Beschäftigungen im Elternhause zu übernehmen, als wäre sie nie von Hause weg gewesen; allein ihre Schwestern waren inzwischen aufgewachsen und hatten ihren Platz eingenommen. Man bedurfte ihrer nicht. Niemand bedurfte ihrer! Auch konnte sie dem, was sie tat, kein Interesse entgegenbringen, denn das Heim, für das sie arbeitete, war nicht mehr das ihrige und konnte es niemals mehr werden.

Ihre kleine Hildur sollte, bis alles geordnet war, beim Vater bleiben, unter der Aufsicht einer seiner Schwestern, die der jungen Frau nie angenehm gewesen war. Später sollte sich das Kind zwischen den Eltern gleichsam teilen, abwechselnd bei ihnen sich aufhalten, denn keines konnte oder wollte sich seines Rechtes völlig an ihm begeben.

„Wenn nur Weihnachten vorüber wäre!“ seufzte die Frau.

Bisher war dieses Fest ihr als der große Lichtpunkt erschienen in der finstersten Zeit des Jahres, als der Grenzstein zwischen Altem und Neuem, als der Ausgangspunkt für neue Möglichkeiten und Hoffnungen. Aber jetzt?! Wer wird meiner kleinen Hildur den Christbaum schmücken? Wer ihr die vielen kleinen Ueberraschungen bereiten, die nur eine Mutter zu erfinden versteht? fragte sie sich, während ihre Schritte immer unregelmäßiger wurden. Und selbst wenn er es tut, werde ich ihr helles Lachen nicht vernehmen, nicht sehen dürfen, wie ihre Händchen sich nach den Weihnachtskerzen ausstrecken oder wie ihre Augen mit diesen um die Wette strahlen!

Im Hofe traf sie ihren Vater im Jagdanzuge mit hohen Stiefeln; er sprach mit dem Großknecht, der eben einen ganzen Wagen voll Tannen brachte.

„Es wird gefrieren, vielleicht bekommen wir noch ein bisschen Weihnachtschnee,“ hörte sie den Vater sagen und bemerkte nun, daß der aufgeweichte Boden unter ihren Füßen hart zu werden anfieng.

Wie schön und kräftig der Vater noch immer war und wie glücklich er aussah! In dem nämlichen Augenblicke wurde er ihrer gewahr, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde sofort ein anderer, als habe er nicht das Herz, ihr seine Freude zu zeigen. Mit einer gewissen Hast, die offenbar verbergen sollte, was er empfand, wies er auf die wohlgefüllte Jagdtasche und sagte: „Wir werden beim Feste jedenfalls keinen Mangel an Wildbret haben, Agnes.“

Sie fand nichts zu erwidern, und so trennten sie sich.

Im Hause war alles blitzblank, von oben bis unten, aber es gab noch sehr viel zu tun, und alle Hände regten sich fleißig.

Im Flur begegnete sie der Mutter, die eine große Schüssel mit wohlgelungenem Backwerk trug. Auch über ihr erhitztes, fröhliches Gesicht glitt ein Schatten beim Anblick der Tochter. Agnes bemerkte es und schlug die Augen nieder, was sie zum öfteren tat, um fragenden, mitleidigen Blicken auszuweichen.

Aus dem Wohnzimmer drang fröhliches Lachen zu ihr heraus, und wie von lieben Erinnerungen dazu gezwungen, öffnete sie die Türe. Christbaumschmuck, Konfekt und dergleichen war eben aus der Stadt an-

gelangt, und während die Schwestern auspackten, versuchten die Brüder — ein paar zu lustigen Streichen aufgelegte Schulbuben — etwas zu erhaschen. Wie oft war sie bei solch fröhlichem Spiel die Hauptperson gewesen! Eine Menge herumliegende Pakete und ein starker Geruch von Siegellack erzählte in seiner Weise von Liebe, von harmlosen Geheimnissen und frohen Erwartungen.

Die Freude verstummte zwar nicht, als Agnes eintrat, aber sie war nicht mehr so aufrichtig und natürlich, was ihren von krankhaftem Mißtrauen geschärften Sinnen nicht entgieng. Sie warf die Thür wieder zu und gieng auf ihr Zimmer, von Schmerz und Zorn erfüllt. Was sie lange geahnt hatte, war ihr jetzt zur Gewißheit geworden: ihre Angehörigen wagten nicht sich natürlich zu geben, um ihre Gefühle nicht zu verletzen, und sie ihrerseits verbitterte ihnen das Leben und würde ihre Weihnachtsfreude stören.

„Es ist nicht lange her, seitdem sie mich ihren Sonnenstrahl nannten,“ seufzte sie, während sie sich ihres Mantels entledigte.

Die Mutter selbst kam, sie zum Mittagessen zu rufen, sie aber klagte über Kopfschmerz und bat, auf ihrem Zimmer essen zu dürfen. „Es wird ja eine Erleichterung für euch alle sein,“ fügte sie in bitterem Ton hinzu.

„Mein armes Kind,“ sagte die Mutter liebevoll und strich ihr mit der Hand über die Stirn. Ach, wie wohl tat ihr diese Liebkosung, sie meinte sie den ganzen Abend, den sie, jedem Geräusche lauschend, in der selbstgewählten Einsamkeit zubrachte, noch zu fühlen.

Vom Holzstall her hörte man das laute Sprechen und Lachen der Knechte, während dicke Arthiebe fielen und das Holz für die Feiertage aufgespeichert wurde. Aus der Küche, wo die letzte Hand ans Feuer gelegt wurde, drangen fröhliche Stimmen und das Klirren des Kupfergeschirres, das blankgeschauert wurde, und dazwischen ließen sich auf der Treppe leichte, eilige Schritte und unterdrücktes Lachen vernehmen.

Dann kam die Nacht mit Schlaf für alle — nur nicht für sie.

* * *

Gegen Morgen schlief Agnes ein und erwachte erst, als ein röthlicher Schimmer durch die Vorhänge drang. Anfangs starrte sie hin, ohne zu verstehen. Ah, Sonnenschein! . . . Und Weihnachtsabend!

Für einen Augenblick vergaß sie alles andere und war wieder ein glückliches Kind voller Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Würden die Eltern sie wieder mit brennenden, in Arme getheilten Lichtern in der Hand und dem alten kindlichen Spruch grüßen: „Jetzt ist wieder Jul! Darum wollen wir fröhlich sein. Möge Jul bis Ostem wahren!“

Nein, zu ihr würden sie nicht kommen, vielleicht zu den Geschwistern — oder, was noch schlimmer wäre, vielleicht würde dies alles ihretwegen wegfallen. Sie stand auf, kleidete sich rasch an, trat ans Fenster und zog den Vorhang in die Höhe.

Der Vater hatte Recht bekommen. Eine leichte Schneedecke breitete sich über die Erde, Baum und Strauch erschienen gepudert, und die zarten Krystalle funkelten in der Sonne wie Millionen von Diamanten in Purpur, Grün und Gold. Der Rauch stieg kerzengerade in die Höhe, und über dem gefrorenen Teich, wo Wärme und Kälte ihren nächtlichen Kampf gekämpft hatten, lag ein wolkenähnlicher Dampf. Niemals zuvor hatte sie einen so jähen Uebergang von der Finsternis zum Lichte wahrgenommen, niemals die Natur so festlich geschmückt gesehen.

An jeder Seite der Haustüre waren Tannen aufgepflanzt. Gerade vor ihrem Fenster hatte man die Weihnachtsgarbe für die Vögel aufgerichtet, und die kleinen gefiederten Gäste zwitscherten bereits vergnüglich darin und ließen es sich gut schmecken. Den Weg herauf kamen Frauen und Kinder im Sonntagsstaat — Leute vom Gut, um Weißbrot, Kaffee und Lichter und andere Gaben zum Fest abzuholen. Einstmals war sie es gewesen, die dies alles aussteilte — jetzt stand sie allem fern.

Sie wandte sich vom Fenster ab, um nicht sehen zu müssen. Da wurde sie einen auf dem Tische liegenden Brief gewahr und griff hastig danach. Sie hatte einige Kleinigkeiten für ihr Töchterlein an die Schwägerin geschickt nebst einem Briefe, worin sie um einige Zeilen als Antwort bat — da lagen sie. Ein Gefühl rein körperlicher Schwäche zwang sie, sich auf den nächsten Stuhl zu setzen.

Der Brief war in einem kalten gemessenen Ton gehalten. während die Bemühung, nicht zu unfreundlich zu erscheinen, überall durchschimmerte. Der Hauptinhalt war aber der, daß der geliebte Bruder durch Agnes' Verschulden so unglücklich geworden, daß es ihm nicht möglich sei, das Weihnachtsfest in seinem verödeten Heim zu verbringen, sondern daß er zu seiner alten Mutter gereist sei. „Hilbur und ich sind somit allein, aber ich werde versuchen . . .“

Agnes hatte genug gelesen und warf den Brief aus der Hand.

Er ist verreist . . . Ich brauche ihn nicht zu treffen! war ihr einziger klarer Gedanke. Mit vor Eilfertigkeit zitternden Händen zog sie ein elegantes dunkelblaues Wollkleid an, legte Geld und was sie sonst brauchte, in eine Handtasche, warf ihren Pelzmantel um, setzte ihren Hut auf und ging zu ihrem Vater.

„Papa, willst du mich zur Bahn fahren lassen?“ fragte sie mit fieberhafter Hast.

Sie sah das freudige Aufleuchten im Auge des Vaters und schlug die ihrigen nieder.

Gedenkst du mit dem Schnellzug zu fahren, mein Kind?"

„Ja, Vater.“

„Und heute Abend wieder zurück zu sein, natürlich?"

„Ja, natürlich . . . aber wartet nicht mit dem Bescheren, bitte, wartet nicht,“ bat sie angelegentlich.

Der Abschied war kurz, die Mutter drückte sie fest an sich. Niemand fragte, warum sie gehe.

Als sie die Stadt erreichte, waren die Gaslaternen bereits angezündet, und das Gedränge auf dem Bahnsteig war so groß, daß sie kaum vorwärts kommen konnte. Und dann, welches Durcheinander von Stimmen! Welch fröhliche Begrüßung lieber Gäste, die gekommen waren, das Weihnachtsfest bei Freunden und Verwandten zu erleben! Eine grenzenlose Schwermut, ein Gefühl, daß niemand auf der Welt so allein sei wie sie, kam über sie.

Auf den Straßen eilten fröhliche Menschen nach allen Richtungen, als gelte es, keine Minute zu verlieren, aber zu einem herzlichen: „Frohe Weihnachten!“ fehlte es ihnen nie an Zeit. Ueber die dünne, aber hart gefrorene Schneedecke flog ab und zu ein Schlitten mit lustigem Schellengeläut und lachenden, plaudernden Menschen, und in den Häusern fieng man an, die Kerzen anzuzünden.

Die Schaufenster strahlten und lockten mehr als je, und diejenigen, die nicht schon die Hände voller Pakete hatten, stürmten hinein, um sich eines oder mehrere zu verschaffen. Selbst Agnes kaufte einige Naschwaren, eine große Puppe und andere Spielsachen auf dem Wege nach dem ruhigeren Stadtteil jenseits der Brücke, wo ihr Heim gewesen und wohin es sie ungeduldig zog, während sie zugleich den Augenblick fürchtete, da sie sich über die Schwelle jenes Hauses stellen würde.

Plötzlich blieb sie stehen. Das Geläut der Kirchenglocken schlug mit wunderbar fröhlichem und feierlichem Klang an ihr Ohr, und dem Menschenströme folgend trat sie in eine hell erleuchtete Kirche.

O, am Fuß des Altars zu knien! Wäre sie allein gewesen, hätte sie es getan. Jedoch blieb sie nur einen Augenblick stehen, denn sie fühlte, daß sie in Tränen ausbrechen würde, wenn sie die Orgeltöne vernähme, und so konnte und wollte sie sich ihrem Kinde nicht zeigen.

Die feierliche Stimmung des hell erleuchteten Gotteshauses begleitete sie doch wie eine Hilfe auf dem Wege, den sie zurückzulegen hatte.

Erst nach langem Zögern zog sie die Klingel — und stand in Versuchung, davon zu laufen, als sie deren Ton vernahm. Wer würde

öffnen? fragte sie sich mit heftig klopfendem Herzen. Es war die alte Karin, die erstaunt und froh zugleich ausrief:

„Ach, die gnädige Frau!“

„Still, still, Karin!“ bat Agnes fast leuchtend. „Der Herr Direktor ist wohl nicht zu Hause?“

„Nein, er ist schon gestern abgereist,“ erwiderte Karin, der inzwischen eingetretenen Agnes helfend, sich ihrer Sachen zu entledigen.

„Wo ist Hilbur?“

„In der Kinderstube beim Fräulein.“

Die ganze Wohnung war finster, nur von dem Schein der Gaslaternen auf der Straße spärlich erleuchtet.

„Ich werde Licht machen,“ sagte Karin eifrig.

„Nein, nein, es fehlt mir noch der Mut, dort hineinzugehen. Laß mich hier einen Augenblick allein und sage den andern nichts.“

Die zitternde, unsichere Stimme belehrte Karin darüber, wie erregt ihre frühere Herrin war, und ohne ein Wort zu sagen, verließ sie das Zimmer.

So war Agnes also wieder in diesen Räumen, die sie einst die ihrigen genannt und wo ihr alles so bekannt war, daß sie es genau wie bei dem hellsten Tageslicht zu sehen meinte. Vorsichtig wie eine Diebin schlich sie umher, tastend, ob alles noch an seinem Platze sei. Ja, alles war wie zuvor, nichts fehlte, nur er, der einst mit liebender Hand dieses Heim für sie gründete. Von jedem kleinen Gegenstand, aus jedem Winkel sprach eine Erinnerung zu ihr.

Da war es . . . und dort . . . Hier saßen wir am Kamin bei einander. Hier bat er mich um Verzeihung . . . und dort klagte ich ihn an.

Was sie ihm vorzuwerfen hatte, dessen erinnerte sie sich nicht mehr.

Was war es auch im Vergleich damit, was sie selbst durch Neizbarkeit, Eitelkeit, Launenhaftigkeit, Kleinlichkeit und Mißtrauen gefehlt hatte? Nirgends würden so kräftige Worte der Erweckung zu ihr geredet werden können wie in dem „Mene Tekel“, das ihr hier von diesen Wänden überall entgegenleuchtete.

Sie gieng in sein Arbeitszimmer und berührte fast lieblosend die verschiedenen Gegenstände auf dem Schreibtisch, den sie während der zwei ersten Jahre ihrer Ehe selbst von Staub gesäubert hatte . . . Ah, ihr Bild stand noch da! Er hatte sie also doch geliebt! Wo war ihr Platz, wenn nicht hier?! Lieber die geringste Magd hier, als eine Königin anderswo . . .

Und jetzt gab es keine Rückkehr!

Ein leises melodisches Lachen drang aus dem Eßzimmer. Sie hatte ihr Kind vergessen — vergessen, daß sie sich feinetwegen hergewagt hatte.

Die Augen voller Tränen trat sie ein, ohne sich zu besinnen. Man war im Begriff, den Christbaum anzuzünden, und ein einziger Blick sagte ihr, daß derselbe dürftig geschmückt war und daß es hier wenig weihnachtlich aussah.

Im nächsten Augenblick schloß sie Hildur in ihre Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Die Schwägerin betrachtete sie staunend.

„Vergieb mir!“ bat Agnes demütig und streckte ihr die Hand entgegen. „Vergieb, daß ich herkam, aber ich wußte ja, daß . . . daß Eduard nicht zu Hause sei, und ich konnte heute Abend nicht ohne mein Kind leben.“

„Mama! Warum warst du so lange, lange nicht bei mir?“ klagte Hildur, während ihre Hand sich in die der Mutter stahl.

Ja warum? Das war dieselbe Frage, die sie sich selbst unaufhörlich vorgelegt hatte.

Der Christbaum war angezündet, keinem von ihnen aber leuchtete er wie früher.

„Papa! Wo ist Papa? Es ist gar nicht lustig, wenn er nicht dabei ist,“ sagte Hildur niedergeschlagen, und das ergriff die Mutter so, daß sie über die Kleine gebeugt, zusammenbrach.

„Papa! Papa!“

Die Stimme des Kindes drückte solchen Jubel aus, daß Agnes zusammenzuckte und eilig aufstand.

Großer Gott, da war er! Und hier stand sie, gegen seinen Willen und ohne seine Erlaubnis!

Ihre Augen begegneten sich, und ein einziger Blick sagte ihnen, welche Veränderung mit einem jeden von ihnen vorgegangen war. Der spöttische Zug in ihrem Gesicht war einem leidenden Ausdruck gewichen, der ihm in die Seele schnitt. Sein Haar war an den Schläfen ergraut, und er war gealtert, sah aber so gut, so seelenvoll und männlich aus, daß Agnes sich Zwang antun mußte, ihm nicht zu Füßen zu sinken.

„Papa, Papa!“ jubelte Hildur, als er sie emporhob, damit sie den Christbaum und den Stern an der Spitze, nach dem die kleinen Hände sich ausstreckten, besser sehen könne.

„Wir erwarteten dich nicht,“ sagte die Schwester.

„Ich glaubte, es würde anderswo besser sein als hier,“ sagte er; „aber ich konnte heute Abend nicht ohne mein Kind leben.“

Es waren die nämlichen Worte, die Agnes gesprochen, und sie lächelte, ohne es selbst zu wissen.

„Du fühltest ebenso,“ sagte er weich.

„Verzeih!“ stammelte sie, verzeih! Ich werde jetzt gehen.“

Der Kerzenschein vom Christbaum warf einen goldenen Schimmer auf ihr Haar, und die tiefe Rührung verbreitete eine zarte Röte über die farblosen Wangen. Schöner hatte er sie gesehen, aber niemals so demütig, sanft und weiblich.

„Willst du wieder gehen, Mama?“ fragte Hildur weinend.

„Gehen? . . . Ja!“

„Warte,“ bat er mit halberstickter Stimme.

Wieder begegneten sich ihre Augen in Liebe. Es war nicht die Liebe, die sie einst zusammengeführt hatte, sondern jene Liebe, die langmütig und freundlich ist, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht erbittern läßt und die nimmer aufhört.

„Geh' nicht, geh' nicht!“ bat Hildur, indem sie mit ihren Händchen die Mutter krampfhaft am Kleide festhielt.

„Ich bitte durch sie,“ sagte er leise, auf das Kind deutend.

„Du bittest? Kannst du vergeben?“ stammelte sie.

„Ich bin es, der so fragen muß,“ sagte er, sie fest an sich drückend.

„Wissen deine Eltern, wo du bist?“ fragte er plötzlich.

„Ich habe nichts gesagt.“

„Wollen wir telegraphieren? Was darf ich sagen?“

„Daß ich hier bleibe, und daß ihre Weihnachtsfreude nichts gegen die meinige ist.“

Er lief umher wie eine Knabe und zündete alle Lichter in dem Kronleuchter und in den Kandelabern an.

„Nein,“ rief er, als die Schwester die Vorhänge herablassen wollte, „unsere Weihnachtslichter sollen ungehindert hinausleuchten.“

Agnes legte das, was sie für die Kleine mitgebracht hatte, auf den Weihnachtstisch, und während sie das beste Gedeck, Gläser und Silberzeug aus den altbekannten Schränken holte, lachte und weinte sie durcheinander. . . .

Der heilige Abend war zu Ende, und Hildur schlief in ihrem Bettchen, die große Puppe im Arm, müde und übergücklich.

Die Eltern standen Hand in Hand und schauten sie an.

„Ohne sie hätten wir uns wohl niemals wiedergefunden,“ flüsterte Agnes zärtlich. „Kinderhände knüpfen feste Bande.“

„Festere als alle anderen Bande der Welt, Agnes,“ erwiderte er ernst, „aber doch sind sie nicht stark genug — das hat das Leiden mich gelehrt —, um ein Leben hindurch standzuhalten. Laß uns zusammen wandern in den Fußstapfen jenes Kindes, dessen Geburt die ganze Welt heute feiert; erst dann sind wir vereint, für Zeit und Ewigkeit vereint.“

